
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 20/1 (1993)

DOI: 10.11588/fr.1993.1.58113

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

La ville: du réel à l'imaginaire. Colloque du 8 au 10 novembre 1988. Textes rassemblés par Jean-Marc PASTRÉ, Rouen (Publications de l'Université de Rouen) 1991, 103 p. (Publications de l'Université de Rouen, 162).

Als Nachweis der guten Zusammenarbeit zwischen der Oberrormandie und Niedersachsen werden 11 Vorträge von Germanisten, Romanisten und eines Musikwissenschaftlers wohl der Universitäten Hannover und Rouen vorgelegt, die in Rouen gehalten worden sind, und zwar vier von ihnen in deutscher Sprache. PASTRÉ kündigt an, die Stadt in den deutschen erzählerischen Werken des Mittelalters zu behandeln (S. 9–17). Da werden nun nicht etwa die Burg-Stadt-Terminologie erläutert, die Belege im Annolied vom Köln-Lob bis zur Reihe der »Burgen« an Rhein und Mosel analysiert oder die Hauptstadt-Vorstellung der Kaiserchronik erwähnt, sondern an chronologisch gereihten Beispielen aus Versromanen vom Alexanderlied des Pfaffen Konrad angeblich der 2. Hälfte des 12. Jhs. bis zu Seifrits *Alexander* von 1352 – nur der Schlußsatz verwertet noch das Reisebuch des Johannes Schiltberger aus dem 15. Jh. – sucht Pastré folgendes zu zeigen: Zunächst werden – vielleicht stets an altfranzösischen Vorbildern orientiert – nur antike Städte beschrieben; erstmals seit 1205 wird durch Wirnt von Grafenberg mit Namur eine mittelalterliche Stadt anschaulich gemacht, und ähnliches geschieht häufiger seit der Aachen-Gründung in der Schilderung des *Karlmeinet* von angeblich Anfang des 14. Jhs. Damit werde dem Aufstieg der europäischen Stadt Rechnung getragen, und zwar bis hin zum wirtschaftlichen Alltag der Abfassungszeit selbst. Neben der verblüffenden Materialbeschränkung bereitet der Autor dem Leser durch manche Großzügigkeiten Mühe: Für die Adaptionstechniken deutscher Autoren verweist er auf J[ean] FOURQUET, ohne in der zugehörigen Anmerkung (S. 16 A. 9) die einschlägigen Arbeiten zu zitieren. Des weiteren bleibt dem Leser unklar, wie der Vorauer Alexander – übrigens von Herwig Buntz zu 1185/1205 gezogen, was Pastré nicht erwähnt – aus der Mitte des 12. Jhs. stammen soll, wenn der Pfaffe Lamprecht erst in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts die Vorlage Alberichs von Besançon (so S. 9 u. S. 16 A. 3, nicht Pisançon im Dauphiné) adaptierte. Wie kann Konrad von Würzburg »um 1287« am Trojanerkrieg gearbeitet haben (S. 13), wenn er eben 1287 bereits in Basel starb? Wie kann Herbort von Fritzlar mehr als ein Jahrhundert früher sein Trojanerlied gedichtet haben (ebd.), wenn dieses »um 1210« datiert wird (S. 11)? Nicht erfährt der Leser, daß *Karlmeinet* von anderen erst um 1320 oder nahe der Mitte des 14. Jhs. angesetzt wird.

Im Vorwort zu dem Bändchen folgert PASTRÉ aus seinem eigenen Vortrag, erst die Autoren von Reiseberichten des 15. Jhs. hätten sich stärker um die Alltagsrealität der deutschen Stadt des Mittelalters gekümmert. Diese »Entwicklung« von der Darstellung der unbekannteren zu derjenigen der gegenwärtigen Stadt werde bestätigt durch die Venedig- und Kairo-Schilderungen, auf die Annie FAUGÈRE bei dem großen Reisenden Arnold von Harff aufmerksam mache (S. 5). In dem damit angesprochenen Vortrag »Die Stadt bei Arnold von Harff« (S. 19–25) legt die Autorin allerdings Wert auf gerade den einzigartigen Charakter des entsprechenden Berichts. Ob die am 7. November 1496 begonnene Orientreise des rheinischen Edelmanns am 10. X. 1498 oder erst ein Jahr später zuende war, hält Faugère für unerheblich angesichts der intensiven Weltkenntnis, welche durch die Lektüre dieser Reiseschilderung im Unterschied zu anderen Pilgerberichten vermittelt wird. Auch die Frage, was von Harff tatsächlich bereist hatte – eine Riesenexkursion von Kairo nach Mekka, Ceylon, Indien, zu den Komoren, nach Madagaskar und Sansibar, zum Kilimandscharo und an die Nilquellen gilt anderen als rein fiktiv –, bleibt beiseite, und Faugère läßt sich dadurch auch nicht von einem unkritischen 6-Zeilen-Zitat über eine Küstenstadt »in der Provinz Madras« und dortige schwarze Thomas-Christen (S. 24) abhalten. Das als Selbstkorrektur (vgl. S. 25 am Ende mit S. 19 am Anfang) angebotene Schlußergebnis, durch von Harff werde eher eine Weltreiseschilderung denn ein Pilgerfahrtsbericht geliefert, ist von anderen schon griffiger formuliert worden, und was die Autorin auf adlige und nicht-klerikale Herkunft sowie auf eventuelle jugendliche Begeisterung zurückführt, überzeugt so kaum: Sind doch »adlig« und »klerikal« auch um 1500 noch keine einander ausschließenden Kategorien, und zudem versäumt es Faugère, etwas zur Abfassungs-

zeit und Redaktion zu sagen – wenn auch einzuräumen ist, daß ein maximal 35-jähriger Autor (1471–1505) kaum ein typisches Alterswerk hat vorlegen können. Doch dürfte es mehr überzeugen, hinter Detailmitteilungen, Sittenschilderungen, Zahlenreichtum und topographischen Beschreibungen – alles in je wechselnden Formen – Reisenotizen und kaufmännischen Geist zu sehen, wie es andere ebenfalls schon getan haben. Für von Harffs eigenes Stadtverständnis und dasjenige der Jahrhundertwende kann aus Faugères nützlich-abstrahierender Zusammenfassung die Beachtung von Befestigungen und Palästen, Baumaterialien samt Fassaden und Gebäudezwecken sowie die hohe Einwohnerzahl selbst von 8 Städten je beiderseits des Nils nördlich Kairos [!] fixiert werden, dazu die Schilderung von Wohnkultur. Ob ähnliches auch für von Harffs relative Achtung vor nichtchristlichen und exotischen Verhältnissen gilt, mag Zweifeln unterliegen. Übrigens habe man sich damals in der Türkei weniger als in Spanien, das durch schlechte Herbergen aufgefallen sei, über Christen mokiert. – Die Belege muß sich der Leser aus von Grootes Edition (1860) selber heraussuchen, den Vergleich mit der Hakluyt-Übersetzung von M. Letts (1946) selber vornehmen. Wie spärlich Faugère ihre Übersetzungen ins Neufranzösische kommentiert, kann man daran erkennen, daß selbst die Lokalisierung von Kairo auf dem linken [!] Nilufer ohne ein Merkzeichen auskommt (S. 21). Auch von des Autors erklärter Absicht, einen Reiseführer vorlegen zu wollen, erfährt man durch Faugère nichts.

Höchst anspruchsvolle Überlegungen stellt Bernard RIBEMONT unter dem Titel »Von der Architektur zur Schrift – Christine de Pizan und die Stadt der Frauen« an (S. 27–35), und zwar mit dankenswerten Zitaten aus dem mittelfranzösischen Text, auch wenn hier und in den zugehörigen Anmerkungen gelegentlich Seitenziffern oder Erscheinungsjahre fehlen. Aus der Grundspannung »Frau – Schriftstellerin« sei die allegorische Architektur der Frauenstadt erwachsen. Bei deren Errichtung seien die ritterlichen, die weisen und die heiligen Frauen immer stärker in die Doppelrolle von Materialien und Bewohnerinnen hineingeraten. Und doch sei letztlich Christines Buch eben die Stadt, die in Analogie zu Augustins *civitas Dei* als himmlisch gelenkte dastehe. Für sie sei die Menschenmutter Eva durch die Gottesmutter Maria verdrängt worden – wofür Ribemont auf den Beleg aus I 9 verzichtet. – Der originelle Gedanke, daß letztlich Christines Buch den Schutz der Frauen übernehmen muß, weil der Kriegeradel diese seine Pflicht nicht erfüllt (vgl. S. 20 aus I 3 u. S. 33), verdient Beachtung. Darüber hinaus scheint Christine gegen das Vorbild Boccaccio auf Thebens Gründer Kadmos als Erfinder der griechischen Buchstaben verzichtet zu haben, um der palatinischen Burggründerin Carmentis die lateinische Schrift- und Grammatik-Erfindung zuzuschreiben und die Zurückdrängung des hebräischen und griechischen Schrifttums zu signalisieren (S. 32 f.). Doch Adelskritik und Überlieferungsretusche verlieren ihren quasi-feministischen Anstrich, weil in die Stadt und eben das Buch nur tugendhafte Damen Aufnahme finden. Als typisch städtisch wird der feste Schutzcharakter der Stadt nach Art einer Großburg an den Anfang gestellt. – Weniger überzeugt Ribemont in einigen Details: Über den mitgeteilten Textbeleg hinaus und eigentlich gegen *Cité des Dames* I 1 unterstellt er der Autorin, sie habe für Frauen auf deren Gottebenbildlichkeit bestanden (S. 28). Christines Helferinnen namens Vernunft, Geradheit und Gerechtigkeit sollen um der Wahrheit willen vom Himmel gekommen sein (S. 29); es scheint eher um Gerechtigkeit zu gehen, die natürlich auch durch Wahrheit erreicht wird, z. B. laut I 5. Die Jungfrau Maria soll als die schließliche Krönung der Reihe heiliger Frauen präsentiert worden sein (S. 34); sie steht jedoch am Anfang, nicht am Ende von Buch III, das eben weiblichen Heiligen gewidmet ist.

Unter der Überschrift »Natur und Stadt – Stadt und Landschaft« bietet Hubertus FISCHER (S. 37–42) vom Satiriker Juvenal um 130 nach Christus bis zu Volker Brauns Gedichtsammlung »Gegen die symmetrische Welt« von 1974 eine Blütenlese zu der These, daß »Natur und Stadt« nur »in der Sprache, nicht in der Praxis... eine einfache Konjunktion« darstellen. Als »tiefgreifendsten Einschnitt in der Geschichte der Naturwahrnehmung« wertet Fischer allerdings die Entdeckung und Berücksichtigung der Perspektive in der Malerei seit dem 15. Jh. Sie

sei Zeichen für anthropozentrische, da vom Betrachter her bestimmte Weltsicht (S. 41 f.), und wo diese Technik malerisch verfallt, seien die Verhältnisse doch durch die Photographie wiederhergestellt worden. »Natur – Stadt« allerdings sei kein Thema mehr, wo – mit Braun – nichts mehr natürlich bleibe. – Leider argumentiert Fischer unter weitestgehender Aussparung des Mittelalters, als hätten in dessen Jahrhunderten nicht Kräuter-, Obst- und Weingärten innerhalb von Stadtmauern liegen können oder als habe es die Stadt am Fluß und den Marktplatz am Bach nicht gegeben.

Nur noch ein Mittelalterbild der Romantik tritt vor Augen, wenn Frank WANNING (S. 43–49) in »Notre-Dame de Paris, 1482« von Victor Hugo (erschienen 1831) die Kathedrale als unsterbliches Buch erkennt. – 1843 war für Théophile Gautier die spanische Stadt der Halte- und Markierungspunkt, und zwar in Erinnerung an Paris, wie Joseph-Marc BAILBÉ herausarbeitet (S. 51–58). – Gislinda SEYBERT gibt zu verstehen (S. 59–62), daß George Sand in »La ville noire« 1859 die Stadt als Ort sozialer Versöhnung verstanden habe. – Nach Waldemar BAUER (S. 63–70) waren Venedig-Vorstellungen von Goethe bis zu Ernst Bloch durch ihre Verbindung von Realität und Traum gekennzeichnet, während nach Heinz BRUEGGEMANN der Mensch des 20. Jhs. vornehmlich unter der Stadt leidet, wie aus Siegfried Kracauers »Erinnerungen an eine Pariser Straße« von 1930 herausgelesen werden kann (S. 71–80). Für die »Vorgeschichte« mag man demnächst die Dissertation von Sabine BECKER über Großstadtswahrnehmungen in deutscher Literatur von ca. 1890 bis 1930 unter dem Obertitel »Urbanität und Moderne« (Manuskript Saarbrücken 1992) konsultieren. Florian VASSEN (S. 81–89) macht auf Rolf Dieter Brinkmanns einmalige Haßtiraden gegen Rom laut dessen Text »Rom, Blicke« aufmerksam, der 1979 postum herausgegeben worden ist – der Autor war bereits 1975 in London tödlich verunglückt, was man von Vassen nicht erfährt. Diese autobiographische Großstadtprosa beruht auf »Negation der [gegenwärtigen] Metropole als einer leblosen künstlichen Scheinwelt« (S. 81 u. 83) und führt – man möchte hinzufügen: aus totalem Mangel an geschichtlichem Verständnis – zur collagehaften Darstellung ohne Sinnggebung nach Art einer Leermontage mit der Absicht, »zu einem endlosen schmierigen [!] Comic« zu gelangen. Diese Reaktion auf die Formlosigkeit einer Metropole (S. 87) lasse sich produktiv rezipieren, wenn man assoziativ lese: man müsse unterbrechen und zerstückeln (S. 88). – In Überschrift, Kolummentitel und Inhaltsverzeichnis heißt der Obertitel des Vortrags stets »Die zerfallende Stadt – der »zerfallende« Blick«; doch die Ausgangswahrnehmung ist wohl die der »zerfallenden« Metropole (vgl. S. 82): anscheinend hat die Redaktion den Vortragenden nicht mehr verstanden. – S. 87 Z. 5 ff. ist dem Rezensenten unverständlich, anscheinend wegen Textausfalls, während S. 82 Z. 15 f. durch Einfügen von »stellt« und einem Komma geheilt werden kann. – Mit solchen Liederlichkeiten versöhnt der ehrgeizige Vortrag von Michèle BIGET über »musikalische Stadtmetaphern« (S. 91–99). Auf der Suche nach archetypischen Klangbildern der Stadt spricht Biget die autonome Klavierbegleitung zu Franz Peter Schuberts Heine-Lied »Die Stadt [Hamburg]« von 1825 mit ihren rhythmischen Ostinati und wiederholter vermindelter Septime ebenso an wie die Massenszenen in der Oper des 19. Jhs. oder die Verbindung konkreter und elektronischer Musik samt deren Überschichtungen bei Jean-Claude Eloy in seiner Sequenz »Tokyo« von 1978/79 oder die »Umweltmusik« der »tönenden Landschaft« eines Pierre Mariétan.« Biget ist aufgefallen, wie dynamisch die entsprechenden Codes liquidiert werden.

Über ein großes Thema also ein nur kurzes Buch, und deshalb fehlen ihm wohl auch jedwede Register. Für den Mittelalterteil führt der Buchtitel irre: Hier geht es nicht um den Weg von der Realität zur Vorstellung, sondern es wird bestenfalls über Stadtwahrnehmungen etwas ausgesagt. Weitere Erwartungen werden enttäuscht durch die liederliche Redaktion, die sogar dem Vortrag eben des Redakteurs einen noch anspruchsvolleren Titel gibt: »Les villes dans les œuvres narratives du Moyen Age« (so im Inhaltsverzeichnis S. 100). Einblicke in komplexe Sachverhalte und die Anregung, es wenigstens bei der Präsentation dem Leser etwas leichter zu machen und ihn zur Benutzung zu ermutigen, liefert das Büchlein allemal. Dafür sei gedankt.

Kurt-Ulrich JÄSCHKE, Saarbrücken